

Volkskundliches aus Saanen in Johann Jakob Romangs Erzählungen

Autor(en): **Marti-Wehren, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **42 (1945)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-114126>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Volkskundliches aus Saanen in Johann Jakob Romangs Erzählungen.

Zusammengestellt
von Robert Marti-Wehren, Bern.

Johann Jakob Romang, geboren am 27. September 1830, entstammte einer schon im 14. Jahrhundert erwähnten Bergbauernfamilie aus Gsteig bei Saanen. Nach dem Abschluss seiner juristischen Studien, die durch eine anderthalbjährige Dienstzeit in der „Englischen Schweizerlegion“ im Krimkrieg unterbrochen wurden, amtete Romang zunächst als Sekretär des Bernischen Obergerichts. Er gab aber bald diese Stelle auf und zog nach Genf, um sich ganz der Dichtkunst und der Schriftstellerei zu widmen. Sein an Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten reiches, an Anerkennung und Erfolg aber gar armes Leben beschloss er nach langer körperlicher und seelischer Leidenszeit am 2. Mai 1884.

Den Stoff zu seinen Dichtungen entnahm Romang mit Vorliebe der Geschichte, der Sage und dem Volksleben seiner Heimat. Wohl sein bestes Werk ist das Gedicht „Der Friesenwäg“ in der Mundart des Saanentales, eine „idyllische Ballade von wahrhaft homerischer Einfachheit und Grösse“ (Widmann). Seinen Erzählungen sind die nachfolgenden Stellen als Beiträge zur Volkskunde des Saanenlandes entnommen.

Quellennachweise.

Clawi Baumer. Historische Sage.

(Der Bund 1857, Nr. 281—284.)

Der alte Gemsjäger. Erzählung.

(Aus Ost und West, 1. Bändchen, 1864.)

Wie der Kastellan von Saanen mit seinem Vetter ins Wallis reist. Erzählung.

(Der Bund 1867, Nr. 148—154.)

Schlaf und Wachen. Erzählung.

(Sonntagsblatt des Bund 1869.)

Verlassen und vergessen. Franzosenholz. Erzählungen.

(Gute Schriften, 148. Bernerheft, 1928.)

Volkskundliche Stoffe aus Saanen hat Romang auch in folgenden Dichtungen und Erzählungen bearbeitet:

Die weisse Gemse. (Gedichte 1854).

Der Friesenwäg. (Die Schweiz 1862).

Der schwarze Tod in Saanen.

(Der Bund 1857, Nr. 296.)

Der Doktor Joseph Jaggi von Gsteig.

(Der Bund 1858, Nr. 224/225).

Vom Jodus Rochustag.

(Jll. Volksnovellist 1868, S. 31.)

Eine kurze Biographie unseres Dichters sowie ein Verzeichnis seiner Werke findet sich in dem Bändchen „Johann Jakob Romang. Ausgewählte Werke für das Volk.“ Meiringen 1930.

Landschaft.

An der südwestlichen Grenze des Kantons Bern, auf drei Seiten von Walliser-, Waadtländer- und Freiburger-Gebiet umschlossen und nur durch das Simmental mit dem übrigen Berner Gebiet verbunden, liegt ein interessantes, aber erst in neuerer Zeit etwas häufiger besuchtes Berggelände, die alte freie Landschaft Saanen. Ist man durch das Simmental bis an die Quellen des wildrauschenden Bergwassers, das ihm den Namen gibt, hinaufgestiegen, so hat man noch den ziemlich hohen Bergrücken der Saanenmöser zu überschreiten, um in das Flussgebiet der Saane zu gelangen. Durch das einförmige Waldtal des Reichensteins hinauf windet sich jetzt eine bequeme, erst im Jahre 1839 gebaute Strasse, während früher nur ein mörderischer Säumerweg von Zweisimmen nach Saanen geführt hatte. Auf der jenseitigen Bergeshalde, dem sogenannten Schönried, erschliesst sich dem Auge plötzlich eine Berglandschaft, die zwar an grossartigen Naturschönheiten keineswegs mit dem eigentlichen Berner Oberlande wetteifern kann, aber dennoch mit ihren fetten Talgründen und mit ihren grünen Bergabhängen, auf denen freundliche und reinliche Holzhäuser überall hingesät sind, mit den zackigen Flühen, von denen hie und da ein Wasserfall herunterrauscht, und mit den eisumglänzten Firnen, die hinter den grünen Weidealpen emporstreben, in jedem Besucher ein liebliches und anmutiges Bild zurücklässt.

Clawi Baumer (Der Bund 1857, Nr. 281).

Da, wo die Berner Alpen das Oldenhorn in seiner blanken Rüstung als äusserste Schildwache gen Westen hin aufgestellt haben, entfalten sie noch einmal ihre ganze Mächtigkeit und Pracht, als hätten sie ihrem Ausspäher einen unüberwindlichen Unterstützungstrupp von Hörnern und Zinken beiordnen,

zugleich aber einen unnahbaren Gletscherwall zwischen Rhein- und Rhodangebiet aufrichten wollen. Jener keineswegs verlorenen Schildwache zunächst türmen sich die Nadelgruppen und scharfgezähnelten Gipfel, dehnen sich die Gletscherfelder der Diablerets in schwindlige Höhen, in endlose Weiten. Die Ausläufer jener Eisfelder drohen in einem fort, sich in das kleine Hochtälchen der Oldenalp hinabzustürzen, das so schon nur drei kurze Sommerwochen lang mit Herden besetzt werden kann. Zwischen Oldenalp und der grünen Hochebene des Sanetsch stehen, als erste Feldwache, auf drei Glieder geordnet, wie Vorder-, Mittel- und Hintermann in einem französischen Regimente, drei gewaltige Kämpen: Schlauchhorn, Stellehorn, Sanetschhorn. Diese, mit ihrem ebenfalls dreigliederigen Gegenüber, dem Windspillen-, Spitz- und Arbelhorn, umgeben die Wiege der Saane, exakt wie Gevattersleute das Patenkind bei dessen Taufe. Jenseits dieser Bergkette beginnt wiederum das Gebiet des Eises im Geltengletscher, der kühn, wie ein riesenhafter, mitten im Falle erstarrender Sturzbach ins Gebiet der Arven und Legföhren niederspringt. Von seinem Nachbarn, dem Dungalgletscher, trennt ihn die dritte, wiederum dreigliedrige Rotte von Gebirgsriesen, die Gruppe des Vollhorns, Hahnenschritthorns und Wildhorns.

Von diesem Wall hinweg beginnt die Saane, beginnen die ihr zueilenden Quellen und Wildbäche ihre Wanderung in die weite Welt hinaus, bald nach Norden, bald nach Westen abbiegend, bis die Kette der Dent de Jaman und der Dent de Lys sie dauernd in erstere Richtung drängt. Das smaragdgrüne Gebiet der Voralpen, mit seinen zahllosen Kämmen und Firsten, seinen Höhen- und Hügelzügen, scheint sie samt ihren Gespielinnen in sein wundersam gemaschtes und verschlungenes Netz hineinlocken und fangen zu wollen. Aber durch all das Gewirre zieht das leichtfüßige Kind der Berge seine selbstbewussten Bahnen.

Franzosenholz (S. 57).

Das Tal, von dem ich hier spreche, und das den Schauplatz der gegenwärtigen Erzählung bildet, ist das Tschärzis-Tal, das sich in südöstlicher Richtung vom Gsteig-Saanentale abzweigt und sich in einer Länge von ungefähr zwei Stunden zwischen diesem letztern und dem Tale von Etivaz fast parallel hinzieht. Es dient ausschliesslich zu Alpweiden und wird demnach im Winter fast gar nicht bewohnt.

Steigt man dem wildbrausenden Tschärzisbache nach dieses Alpental hinan, so hat man oben rechts von sich die zackigen Tschärzisflühe mit ihren braunen malerischen Wänden, weiter unten grüne Tannenwälder und zunächst die Vorsassen mit ihrem üppigen Graswuchs, ihrer bunten Flora. Links braust in waldigen Schluchten der Tschärzisbach, weisschäumend von einem Felsblock, der seinen hastigen Lauf hemmen will, an den andern prallend. Dahinter erhebt sich der Walleggberg mit seinen geräumigen Lägern, eine der schönsten und besten Alpen im Saanenlande. Der überraschendste Anblick wird dem Wanderer aber plötzlich zuteil, wenn er bei einer Krümmung des Tales angelangt, den Arnensee im Hintergrunde desselben gewahr wird. Waldige Berge und grüne Alpen werfen ihre Schlagschatten zusammen auf den See, spiegeln sich ab und verleihen dem Wasser jene dunkle, träumerische Färbung, die in tiefe Bergkessel eingeschlossenen Bergseen so eigentümlich ist. Noch weiter im Hintergrunde glänzen die eisumgürteten Kuppen des Oldenhorns und der Diablerets strahlend hervor über die grünen Vorberge.

Der alte Gensjäger (Aus Ost und West I, S. 4).

Natur und Mensch.

Wenn irgendwo die menschlichen Schicksale mit dem Boden, auf welchem sie sich erfüllen, in ebenso engem Zusammenhange stehen, wie das Drama mit der Szene und der Dekoration des Theaters, so ist das im Gebirge der Fall, wo der Mensch den Naturgewalten öfter und entschiedener gegenübertritt als unten im bequemen Tieflande. Da droben verwandelt sich die Dekoration oft genug in eine Macht, die auch ihre Rolle spielt, ja manchmal entscheidend in die Handlung eingreift.

Die Gewässer stellen die Verstandeskraft der leblosen Natur dar; sie sind das getreue Abbild jenes ruhelos schaffenden, stetsfort sondernden und trennenden Vermögens in der Menschenseele. Oder habt ihr's je bedacht, dass die Wasser allein noch fortarbeiten und verändern am Boden, den wir bewohnen, während alle andern Kräfte, die einst ihn formen halfen, längst sich zur Ruhe gelegt? Wo nicht, so begreift ihr's, wenn ihr mit mir von den Bergeshöhen, auf welche ich euch führte, hinunterschaut ins Labyrinth der Täler. Von dort erschaut ihr's auch, wie diese Gewässer in ungezähmtem

Jugendmut von den Felsen springen, wie sie ihre Ruhepunkte finden im Schosse himmelblauer oder tiefgrüner Bergseen, neugestärkt und gewaltiger aus diesen wieder hervortreten, befruchtend die sich erweiternden Täler durchziehen und meist nur da verheerend wirken, wo Unverstand und Sorglosigkeit des Menschen sie ihrer natürlichen Schranken berauben.

Franzosenholz (S. 58).

Wassernot.

Wo an den Ufern des Landwassers Flossholz zum Einwerfen bereit stand, da brauchte es dieser Mühe der Menschenhand nicht, sondern die braunen Fluten nötigten es selbst zur Weiterreise. Gleich einem blinkenden Panzer beweglicher Schuppen legten sich die Spalten über den breiten Rücken des dunkeln Ungeheuers hin, das sich schäumend und brüllend durchs Tal daherwälzte, polternd die Schwellen und die Dämme durchbrach und seine Polypenarme über die grünen Wiesen ausbreitete. Auf seiner Stirne aber wiegte der Hauptstrom ganze Tannen, stolz wie die Kronschlange der Gebirgsage ihr von Smaragden und Topasen glitzerndes Diadem trägt; bald hob er diese Bäume aufrecht empor, bald schleuderte er sie durch- und übereinander hin, dass die Aste krachend davonflogen. Es war, als ob der erzürnte Flussgott den Dörflern zeigen wollte, wie gut auch er sich aufs Zurecht-schlagen und auf die Ausfuhr von Franzosenholz verstehe, wenn's gerade pressiere. Da half kein Sturmläuten, kein Durcheinanderrennen der Männer, kein Beten der Weiber, kein Jammern noch Weinen der Kinder; man musste die entfesselten Fluten schalten und walten lassen, wie's ihnen eben gefiel.

Und um jene Zeit war die staatliche Hilfe für Wasserbeschädigte noch keineswegs so häufig, wie heutzutage; die Gaben flossen weder zu Hunderttausenden, noch zu Millionen. Es flossen ein paar bescheidene Bettagskreuzer, im verborgenen gegeben und genommen.

Franzosenholz (S. 76 ff.).

Wald.

Jetzt aber, wo die blonden Scheitel dieser Jungen mit den Wipfeln der von ihrem Vater gepflanzten Bäume gleichmässig sich heben, Jahr für Jahr, schärft der Bachtonei seinen Söhnen oftmals folgende Lehre ein: „Für die Tanne soll man in unseren Bergen nicht weniger besorgt sein als der Weinbauer im Weinlande um seine Rebe. Die Tanne allein schirmt

unsere Alpen und unsere Matten vor Wassergrösse, vor Lawinen, Erdschlipfen und Steinschlägen. Sie ist Eure treueste Freundin. Aus ihrem Holze schnitzte ich Eure Wiege; als Knaben klettert Jhr in ihren Ästen herum und nascht von ihrer Blust; als Männer zimmert Jhr aus ihren Stämmen Euer eigenes Haus, und wenn Jhr einmal genug gearbeitet habt und der Tod Euch zur ewigen Ruhe legt, so gibt sie Euer letztes Kleid ab und begleitet Euch weiter als der beste Freund, denn sie steigt mit Euch in die Grube; drum sollt Jhr mir die Tanne in Ehren halten!“

Franzosenholz (S. 88).

Wettertanne.

Am Ufer des See's, auf einem kleinen Raum zwischen Wald und Wasser eingezwängt, stand vor zwei Jahrzehnten noch ein kleines Häuschen, dessen runde, mit Blei eingefasste Fensterscheiben kaum mehr durchsichtig waren und in allen Farben des Regenbogens spielten. Das alte Häuschen schien damals schon fast einsinken zu wollen unter der Wucht des fast platten, mit Steinen schwer belasteten Schindeldaches. Dicht neben dem Häuschen stand eine uralte knorrige Scherm- oder Wettertanne, unter der die Pferde von einer benachbarten Weide beim Unwetter und bei grosser Hitze Schutz suchten und fanden. Ihr Wipfel war längst vom Blitze heruntergeschlagen worden; bis auf die Hälfte herunter war der Stamm geborsten, aber dennoch breiteten sich die untern, weit verzweigten Äste schützend und mit ihren äussersten Ausläufern fast den Boden berührend über diesem aus.

Der alte Gemsjäger (Aus Ost und West I, S. 5).

Haus und Garten.

Drum lobe ich mir neben der Architektur der Gegend auch die der reinlichen, innen und aussen häufig gewaschenen Holzhäuser. Bald drängen sich diese um eine Kirche herum zu schmucken Dörfern zusammen, bald liegen sie zerstreut in den Talgründen oder an den Halden, als hätten Riesen da gewürfelt und ihr Spielzeug als Wohnungen für das Zwerggeschlecht der Menschen zurückgelassen. Fehlen im Innern auch jener Prachtaufwand und jene Bequemlichkeiten, denen der Fremde mit seiner Schweizerreise auf ein paar Wochen zu entrinnen gedachte; sind keine Aufzüge da, mit denen man abwechselnd seine Himmel- und Höllenfahrten unter Aufsicht eines Portiers auszuführen hat, so sieht es doch gar wohnlich

aus innerhalb dieser sorgfältig behauenen, mit Geschick ineinander gefügten Bretter und Balken, welche die Tannen und Lärchen der Alpenwälder geliefert. Und draussen vor den blanken Fenstern stehen auf den Gesimsen mächtige Nelkenstöcke, die rote, weisse, braune und gesprenkelte Blumen über die von Sonne und Wetter gebräunte Wand hinabsenken. In den Gärten aber, vor oder neben diesen freundlichen Häusern, müsste es sonderbar zu- und hergehen, wenn die sorgliche Hausfrau mit dem Nützlichen nicht das Schöne verbunden hätte. Inmitten der Gemüsebeete fasst der sorglich geschnittene, zum winzigen Zwerge herabgedrückte Buchsbaum oder die schwer in Rand und Band zu haltende Steinnelke vier oder acht langgestreckte, mit Blumen und Ziersträuchern reich besetzte Beete ein. Hier sehen wir in der Regel ein Beet, das einem Kugelabschnitte gleicht und wo zwischen Reseda hundertblättrige Rosen, Lilien und Goldlack duften; die Kaiserkrone ihr Rotgold leuchten lässt, die von den Felsen herab verpflanzten Flühblumen aber ihr Heimweh leichter überwinden, als weiter unten im Lande, obschon selbst hier ihr Wohlgeruch schwächer, ihr Farbenglanz matter geworden.

Verlassen und vergessen (S. 57).

Z ä u n e.

Hohe Holzriegelzäune, mit nicht geringem Aufwande an Material und Arbeit erstellt, trennen überall die Grundstücke und stellen dem Beschauer den mässig verteilten Grundbesitz vor Augen, zeigen ihm den Kataster im Relief und geben ihm die Vermutung ein, hier müssen die Leute so recht abgetrennt und unabhängig voneinander wohnen. In der Tat! Wo nicht schon eine natürliche Schutzwehr, ein Bach, ein Graben, eine Schlucht, ein Waldessaum, eine lebende Hecke die Heimwesen trennt, da hat uraltes Ruralrecht gleich an der Marche den Zu- und Vongang mit einem Zaun und einem Türlein verwehrt. Die Schranke ist aufgerichtet, um dem Unberufenen zu sagen: „Ich will allein sein, nicht bloss in meinem Hause, sondern vom äussersten Fleckchen meiner Umfriedung an!“

So meint ihr und irrt dabei; denn diese Zäune sind nicht dazu da, die Menschen zu trennen. Trotz Schranken und Entfernungen sehen sich die Menschen im Grunde nirgendwo näher zusammengerückt und fühlen dringender das Bedürfnis gegenseitiger Hilfe und Unterstützung, als oben im Gebirge, wo das kleine Häuflein dünn gesäter Bewohner Tag für Tag im Kampfe

steht mit den Naturgewalten, mit den Schwierigkeiten jenes Bodens, den man mit Stolz seine Heimat nennt, den man aufrichtig liebt, der aber seinerseits die Liebe nur spärlich zu erwidern vermag. Was soll man darob zürnen? Gibt er ja doch, was er geben kann! Jeder denkt von ihm, wie der römische Dichter von seinem süßen Heim: „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet!“ „Jener Winkel der Erde vor allem ist's, der mich anzieht!“ Verlassen und vergessen (S. 7).

Die Grafen von Greyerz.

Nicht leicht in einer andern Gegend der Schweiz war das Verhältnis zwischen dem Herrscher und den Beherrschten ein so patriarchalisch inniges und ungetrübtes, wie zwischen den Grafen von Greyerz und ihren Untertanen. Jene erwarben sich durch ihre einfache Lebensweise und durch ihre Leutseligkeit die Liebe dieser ruhigen und zufriedenen Hirtenvölker. Die Chroniken haben uns eine Reihe von Zügen dieses gegenseitigen Vertrauens aufbewahrt; sie erzählen uns z. B. wie ein Graf von Greyerz im Tschärzistale, am Strande des wundervollen Arnensees, einst den Hirten ein glänzendes, drei Tage und drei Nächte andauerndes Fest gegeben und dabei selbst mit den hübschen Sennerinnen nach Herzenslust getanzt und gescherzt habe. Andererseits ergibt es sich aus den Landbüchern von Saanen, dass die Landleute jedesmal, wenn ihr Herr sich in Geldverlegenheit befand, ihm freiwillige Geschenke anboten, die mehrmals angenommen wurden.

Clawi Baumer (Der Bund 1857, Nr. 281).

Geschenke für den Landvogt.

Sie näherten sich eben der Strasse, oder besser dem damals von Saanen nach Rothenberg hinunter fahrenden Saumwege, als gerade ein Zug von Reitern, gefolgt von mehreren Lasttieren an ihnen vorüberzog. Dieser Reiterzug bestand aus dem Kastellan von Saanen, dem Landsvenner, den Vorgesetzten der Landschaft und aus den Mitgliedern des Landsgerichts, welche die üblichen Neujahrgeschenke dem auf Schloss Rothenberg residierenden Landvogt zu überbringen hatten. In Sonderheit strahlten unter den Gaben, welche die Saumtiere trugen, goldenen Sonnen gleich, jene uralten Saanenkäse, von denen ein Schultheiss von Bern dem Landvogt von Bonstetten sagte, dass die Grösse des alljährlich dem Berner Schultheissen zu übermittelnden Exemplars den richtigsten, ja den einzigen

Masstab für die Staatsklugheit des jeweiligen Landvogts von Saanen abgebe. Das war eine übrigens ganz richtige Maxime, welche keineswegs die Vorratskammer des Schultheissen allein im Auge hatte; aus der Grösse des Tributs nämlich, welchen die ursprünglichen Bundesgenossen sich gefallen liessen, konnte man in Bern auch ermessen, inwieweit da droben in den Bergen die alten Freiheiten vergessen worden, inwieweit an ihrer Stelle das Untertanenverhältnis Platz gegriffen.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 31. I. 1869.)

Obrigkeit und Sitte.

Der Zeit nach spielt die Erzählung in den Zwanzigerjahren des 18. Jahrhunderts, in jener Zeit also, wo die gnädigen Herren und Obern in Bern der ehemals freien Landschaft Saanen ihre Rechte und Freiheiten so ziemlich entwunden hatten. Die überaus väterliche Zügelung beschränkte sich nicht allein auf die Entziehung der alten Rechte des Volkes, sondern sie griff auch in seine Sitten ein und zwar in einer Weise, die wohl dem falschen Schein der Zucht und Sitte, nicht aber der wahren Sittlichkeit förderlich war. Denn obenan im Sittengesetze finden wir, gleich wie auf allen andern Gebieten menschlichen Webens und Strebens als obersten Leitstern und zugleich als höchstes Ziel, als letzten Grund aber auch als letzten Endzweck — die Freiheit. Wo also die Idee der Freiheit verkannt wird, oder wo man ihr gar den Hals umdreht, da wird auch dem Sittengesetze der Kopf abgeschlagen und die eigentlich guten Sitten haben damit ihre selige Endschaft erreicht.

Doch lassen wir diese Betrachtungen und stellen nur die Tatsache fest, dass damals auch in die harmlosesten Volksitten gewaltsam hineinregiert wurde. Der geistreiche Viktor von Bonstetten selbst gesteht, dass man dem ehemals frohmütigen und biderben Hirtenvolke der deutschen und welschen Landschaft Saanen sogar seine Bergfeste und den dabei üblichen Tanz obrigkeitlich verboten und es so zu einem verschlagenen und heimtückischen Muckervolke umgestaltet habe. Nur bei ausserordentlichen Anlässen wurde der öffentliche Tanz gestattet. Was konnte es aber noch für eine würdigere Festlichkeit geben, als jenen gesegneten Tag, wo die Vornehmsten und Ältesten des Landes mit dessen besten Geschenken zum Landvogt nach Rothenberg hinunter fuhren?

Das geschah eben allemal am Tag des heiligen Silvester und aus diesem Grunde durfte die Jugend des Saanenlandes am Abend dieses Tages ihre Füße nach den Klängen irgendeiner Dorffidel oder einer Zither in Bewegung setzen.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 24. und 31. I. 1869).

Der Kastellan.

Zur Zeit, in der unsere Geschichte spielt, hatte man der deutschen Landschaft Saanen, gleichsam als Angedenken an ihre frühern Freiheiten, noch die Befugnis gelassen, sich ihren Kastellan selbst zu wählen. Dieser Kastellan ordnete die Geschäfte der Verwaltung und der niedern Gerichtsbarkeit, er war die Mittelsperson zwischen den Landleuten und der Regierung und stund bei beiden Teilen in hohem Ansehen. Richtig ist, dass hier die gleiche Erscheinung zutage trat, wie sie in den Kantonen der Urschweiz auch beobachtet wird: dass nämlich die höchste Ehrenstelle von der Landsgemeinde meist an die nämlichen Familien vergeben wurde; die Mösching, Matti und Zingre stellten der Reihe nach ihre Kastellane und befehdeten sich in den Wahlkämpfen, wie dereinst die Guelfen und die Ghibellinen.

Der Kastellan, von dem wir sprechen, gehörte denn auch richtig einer dieser hochangesehenen Familien an. Er war ein hochgewachsener, stattlicher Mann, eine jener Figuren, die dreissig bis vierzig Jahre lang immer gleich aussehen und gar nicht zu altern scheinen. Unter seinem mächtigen, zu einem Dreieck aufgekräpften Hute hervor schaute ein rotwangiges, rundliches Gesicht überaus vergnüglich in die Welt hinein und man würde dessen Träger für einen gar zu gutmütigen Lebemann genommen haben, hätten nicht die hohe Stirne, die gebogene Nase und die schwarzen, blitzenden, Wachholderbeeren ähnlichen Augen einen Mann von nicht so ganz gewöhnlicher geistiger Begabung angekündigt. Hätte übrigens in dieser Hinsicht dem sehr ehrenwerten Herrn Kastellan noch irgend etwas abgehen sollen, so wurde es reichlich ersetzt durch einen hohen Grad von Selbstbewusstsein und Würde, der aus all seinen Bewegungen, aus seiner ganzen Haltung und im besondern auch aus der Kleidung sprach. In der Regel trug er einen mit gut vergoldeten Messingknöpfen besetzten Rock von braunem Sammet, schwarze Weste und Hosen, untadelhafte seidene Strümpfe, und auf den Schuhen mächtige Schnallen.

Unter der Weste hervor fiel eine breite, goldene Kette mit schwerem Petschaft und Schlüssel auf das rundliche Bäuchlein hernieder. Eine sorgfältige Hemdkrause, weite, glockenförmige Manschetten und — nicht zu vergessen — ein langes spanisches Rohr mit goldenem Knopf trugen auch nicht wenig dazu bei, „gemeinen Landlütten zu Saanen“ einen angemessenen und gebührenden Respekt vor ihrem „Tschachtlen“ einzuflößen. Im Gespräche versäumte dieser es auch nie, durchblicken zu lassen, wie viel Bürde die Würde in ihrem Gefolge habe, wie viel Geschicklichkeit es erfordere, um das Schifflein der Landschaft durch die drohenden Wellen und Klippen der gewitterschwangern Zeit hindurch zu steuern, wie viel Umsicht ferner, überall nachzusehen, dass die Kirche hübsch in der Mitte des Dorfes bleibe; kurz, hätten es nicht die wohlgeformten Patschhände, das runde Bäuchlein, die gesunde Farbe der Wangen und die zarten, rötlichen Tinten der Nase verkündet, dass der Herr Kastellan sich aller Geschäftslast ungeachtet verhältnismässig noch ziemlich wohl befinde, gewiss hätte man nach dem Inhalte dieser Klagelieder befürchten müssen, das Wohl des Staates bringe den guten Mann noch um.

Wie der Kastellan ins Wallis reist (Der Bund 1867, Nr. 148).

Der Venner.

„Ja, ja“, fiel sein Begleiter ein, „die Zeiten sind vorbei, wo der Landesvenner noch seine drei Messerschnitte an einem gefallenen Tiere tun musste, wenn er in Eid und Pflicht aufgenommen wurde. Jetzt hilft der Venner nicht mehr, gefallene Tiere, wohl aber das Land schinden! Gut, dass ich alter Mann solchem Spiel nicht lange mehr zusehen muss!“

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 31. I. 1869).

In Saanen bestand nämlich der sonderbare Gebrauch, dass der Landesvenner bei seiner Beeidigung einem gefallenen Tiere die ersten drei Schnitte schinden musste. Über die symbolische Bedeutung dieses uralten Gebrauchs sind die Chronisten verschiedener Ansicht. Die einen meinen, der Venner habe dadurch andeuten sollen, dass seine Landleute frei seien von jeglicher Einmischung in ihre Angelegenheiten, dass ihnen weder Herr noch Schinder etwas zu befehlen habe. Andere sagen, der Landesvenner, dieser hohe Würdenträger, habe damit geloben müssen, auch den Geringsten und Verachtetsten (den Schinder) in seinen Rechten zu beschirmen.

Der 1. Mai.

Ein uraltes Freiheitsrecht bestand darin, dass sich die Landleute von Saanen ihre Kastellane und Venner selbst wählen durften. Je am ersten Tag Maimonats, am sogenannten Maientag, versammelte sich die Landsgemeinde; aus dieser wurde

nach und nach ein eigentümliches Volksfest, das in unsern Tagen zu einem einfachen Jahrmarkt heruntersank.

Der „Maientag“ war nicht nur ein Wahltag, eine Landsgemeinde, an der sich die verschiedenen Parteien mitunter nach altgermanischem löblichem „Bruch und Herkommen“ die Köpfe blutig schlugen und sich so durch „handgryffliche Wysthümer“ (Beweismittel) die Richtigkeit ihrer Ansichten gegenseitig dartaten; der Maitag war nebenbei ein Freudenfest für Männer und Weiber, für Alt und Jung, für das ganze Land. Die Hochzeiten der jungen Paare, die sich den Winter hindurch verlobt hatten, wurden sämtlich auf diesen Tag angesetzt. Schon am Vorabend des Festes verkündeten Freudenfeuer auf allen Höhen den jungen Leuten jeder Talschaft den Beginn der Nuptualien; Vermummte zogen unter Sang und Klang von Haus zu Haus, schossen pechgetränkte brennende Pfeile in die Luft und führten allerlei Maskenscherze auf, in denen besonders den alten Junggesellen und Jungfern arg mitgespielt wurde. Man forderte sie neckend auf, das „Börtli“ (den Brautkranz) für den kommenden Morgen in Bereitschaft zu halten, schlug ihnen einen lächerlichen Brautzug aus Mureltieren, Elstern usw. vor und gab ihnen wohl auch ein ohrenzerreissendes Stück Hochzeitsmusik zum Besten. Beim Anbruch des Morgens hingegen begaben sich die jungen Burschen festlich geschmückt zum Hause des Bräutigams, der ein mit Kränzen und Blumen geziertes Ross bestieg und dem Zuge voran bis vor das Haus der Braut ritt, wo die Freundinnen derselben, ebenfalls im höchsten Staate, ihrer Auserwählten harreten. Nach reichlicher Bewirtung mit warmem Wein wurde die Braut in ihrem malerischen Schmucke hinter den Bräutigam auf das Pferd gesetzt und der Zug setzte sich mit den Spielleuten voraus in Bewegung.

Dem Brautzuge schlossen sich die wehr- und stimmfähigen Bürger jeder Talschaft als stattliches Geleite an. Am Gstaad sammelten sich die Züge aus allen Tälern und zogen vereint auf den St. Moritzenbühl, wo noch jetzt die alte, dem heiligen Mauritius geweihte Kirche von Saanen steht. Hier wurden die Ehen alle eingesegnet, es folgten die oft stürmischen Verhandlungen der Landsgemeinde und dann eine mehrtägige Festlichkeit, bei der Arm und Reich auf Kosten des neuen Kastellans, des Landschaftsvenners und der Brautleute reichlich bewirtet wurde. Clawi Baumer (Der Bund 1857, Nr. 281 und 282).

Notwehr.

Indessen war es bald im ganzen Land bekannt, dass Isaak vom Landgerichte zum Tode durch das Schwert verurteilt worden war. Vielfaches Murren gab sich kund; denn selbst die erste Rachelust der Feinde hatte sich abgekühlt und nachdem man den von den Leiden des Kerkers und vom Kummer bleich gewordenen Mann hatte sprechen hören, war das Mitleid allgemein. Jeder sagte sich im Stillen, dass ihm Gleiches hätte begegnen können, denn wo ist der Mann, der in seiner Wohnung und im Schlafe angegriffen, nicht zur ersten besten Waffe greift? So hätte das öffentliche Volksgewissen sicherlich den Jüngling straflos ausgehen lassen. Die Richter aber und an ihrer Spitze der Kastellan zuckten die Achseln, wenn ihnen solche Vorwürfe zu Ohren kamen, sie entschuldigten sich mit ihrem auf das Gesetz geleisteten Eide, mit dem toten Buchstaben der Gerichtssatzung, die nun einmal für vergossenes Menschenblut auch wiederum Blut zur Sühne verlange und an welche sie sich halten müssen.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 14. II. 1869).

Folter.

Aber die Erklärungen der Säumer fanden keinen Glauben. Das werde sich finden, entgegnete man den beiden armen Schluckern; die Daumenschrauben und das Streckseil hätten schon viel andere und viel bessere an die Wahrheit erinnert.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 14. II. 1869)

Begnadigung.

Doch auch jene Zeit der Bluturteile, als ob sie sich der Härte ihrer Gesetzgebung bewusst wäre, kannte verschiedene Rechtsgewohnheiten, welche beweisen, dass selbst im Bewusstsein jener dunklen Tage eine menschliche Ader fortschlug. Dahin gehören die Freistätten, d. h. gewisse Orte und Stellen, deren Erreichung dem Verbrecher Strafflosigkeit zusicherte. Ferner kannte man ein Begnadigungsrecht des Scharfrichters, von welchem namentlich Meister Ulrich von Bern bei Greifensee Gebrauch machen wollte, und endlich bestand die Rechtsgewohnheit des vom Galgen-Forderns, von welcher viel und oft Gebrauch gemacht wurde. Wenn nämlich ein Verbrecher oder eine Verbrecherin hingerichtet werden sollte und eine Person andern Geschlechts erklärte, eine Heirat mit dem oder der Verurteilten eingehen zu wollen, so musste volle Begna-

digung eintreten; nur war alsdann der Scharfrichter bei der Trauung Zeuge und wurde als solcher in den Eherodel eingetragen. Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 21. II. 1869).

Hinrichtung.

Ein gar trauriger Zug bewegte sich vom Schlosse Rouge-mont her gegen den Hügel, auf welchem die Ruine der alten Burg Vanel steht. An seinem Fusse befand sich der Richtplatz. Hunderte von Zuschauern harrten dort des blutigen Schauspiels. Voran im Zug ritten der Kastellan mit dem Blutstab, der Landesvenner und der Landesweibel, dieser in den blau-roten Farben der Landschaft; dann folgten Dragoner, dann der Scharfrichter im roten Mantel und endlich zwischen Soldaten der arme Sünder, von einem Geistlichen begleitet. Er achtete es kaum, dass sein Todesurteil vom Landeschreiber verlesen wurde; er lächelte still, als ihm nun der Kastellan den zerbrochenen Blutstab vor die Füße warf und ihn dem Scharfrichter übergab.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 21. II. 1869).

Kirchgang, Dorfpolitik.

Die Leute des Tales sind offenbar fleissige Kirchgänger. Ihr erschaut es an den Flühblumen, welche die jungen Sennen sich auf die Hüte, die Mädchen sich zwischen ihre Mieder und das schwarzseidene, auf dem Busen sich kreuzende Brusttuch gesteckt, dass auch die entferntesten Vorsassen und Alpen dem wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer ihren Zuzug nicht verweigert haben. Ein gutes Stück Frömmigkeit ist hierbei allerdings im Spiele; das übrige indessen tun die körperlichen und die gesellschaftlichen Bedürfnisse. Am Sonntag holen sich die Leute ihr Brot und Salz, ihren Kaffee, und was sonst sie durch die Woche nötig haben, im Dorfe; die jungen Leute geben sich vor dem Zusammenläuten ein kurzes Stelldichein vor der Kirche; nach der Predigt leeren sie in Ehren im Wirtshause ein Glas Wein. An beiden Orten behandeln auch die Alten die Neuigkeiten aus Nähe und Ferne; zunächst stehen die am heutigen Tage zu vollziehenden Eheverkündigungen und Kindstauen auf der Liste der Verhandlungsgegenstände. Begreiflicherweise hält dieser Abschnitt bei den Frauen länger vor, als bei den Männern, welche sich immer weiter in die Welt hinaus wagen. Von den öffentlichen Angelegenheiten in der Gemeinde gehen sie über zu denjenigen des Amts-

bezirks; sie wagen sich an den Kanton und an allgemeine schweizerische Eidgenossenschaft. Zur Abwechslung weiss einer von einem grossen Wolfe zu berichten, der auf den Oberwalliser Bergen eine ganze Menge von Schafen zerrissen. Einige äussern sofort den Verdacht, das sei kein rechter Wolf, sondern etwa ein Bär oder gar ein Luchs. „Wolf, Bär oder Luchs“, entscheidet der Gemeindeschreiber, „auf jeden Fall ist es gut, dass das Untier noch weit von uns entfernt ist!“ Damit sind alle einverstanden. Durch eine ganz merkwürdige Gedankenverbindung geraten die Bauern nun von den Raubtieren auf die höhere Diplomatie und ergehen sich in Vermutungen darüber, was der Österreicher, der Franzose und was gar der verschlagene Engländer im Schilde führe.

Verlassen und vergessen (S. 8 f.)

Der Grundhans reichte das Henkelglas dem Alten hin. Zu Hansens grösster Verwunderung wurde der Göttertrank zurückgewiesen. „Nein“, sagte der Greis, sich hoch aufrichtend, „seit ich Anno achtundneunzig mit diesen Herren Wui und Nesspa zum erstenmal bei Gümnenen zusammentraf, will ich weder von ihrem Wein, noch von ihrem Geld, noch von ihrer Hinterlist was wissen. Trinkt Jhr meinetwegen ihren Weiberwein, wie Jhr heute ihre gleissnerischen Worte verschluckt habt; ich brächte weder das eine noch das andere über mich.“

Franzosenholz (S. 67).

Hausierer.

Wer war der Beinheini? In unseren Augen gab diese Erscheinung dem Unterstatthalter, ja selbst dem Dorfpfarrer, an Bedeutung wenig nach. Am Beinheini war für uns jeder Zoll ein Ehrenmann; sein Kommen und sein Gehen, im Frühjahr und im Herbst, blieb ein Ereignis für die ganze Taltschaft, ein Wendepunkt, vor welchem die Ankunft und das Ziehen der Schwalben in den Hintergrund traten. Für jeden hatte der wandernde Händler etwas mitzubringen, billigermassen auch von jedermann etwas mit sich fortzunehmen. Die Männer versorgte er mit währschaften Taschenuhren aus den welschen Bergen, mit Gehäusen, die man getrost einem Ochsen an den Kopf werfen durfte, wollte man ihn totschlagen. Auch nach solcher Probe musste das unvergleichliche Werk sein Ticktack ruhig fortsetzen; dafür stand der Beinheini mit seinem Ehrenwort. Für die Hausfrauen führte

er dürres Obst, Sämereien, Nadeln und Fingerhüte, baumwollene Sacktücher, seidene Knüpferli und sonst noch allerlei unentbehrliche Dinge. Für Geld und gute Worte goss er ihnen alte zinnerne Kannen aus Urgrossvaters Zeiten in funkelneue Schüsseln und blanke Teller um. Böse Zungen wollten munkeln, der Alte mische Blei unter die Gussmasse und führe den alten, manchmal gar noch Silber enthaltenden Urstoff sorglich zum Lande hinaus. Das betrachteten wir Kinder als brandschwarze Verleumdung, denn wir hatten alle Ursache, dem Beinheini gut zu sein. Wo wir den Winter hindurch, etwa mit einem verirrtten Schneeball, eine Fensterscheibe eingeschlagen, da kam der brave Mann, gutes Glas an Stelle von Hadern oder Papier einzusetzen. Mit dem Verschwinden des von uns geschaffenen leeren Raumes erreichten auch die unangenehmen Erörterungen darüber ihre Endschaft.

In seinem einst apfelgrünen, jetzt fast gelben Rock glich er einem Kanarienvogel. Der riesige Schirm an seiner pelzverbrämten Mütze konnte ganz gut als Schnabel gelten; er verdeckte, wie ein Vorscherm an unseren braunen Holzhäusern, ein sonnverbranntes, verwetternes, aber dennoch gutmütiges Gesicht. Sollten die kleinen Wacholderbeeräuglein unter diesem Vordach hervorblitzen, so musste das Männchen den Kopf ordentlich ins Genick zurückwerfen, so dass die stark ins Graue spielenden Locken bis auf die Schultern hinabfielen.

„Ich vertausche Euch gegen Scherben, Knochen und Lumpen ein halbes Dutzend Taschentücher von feinsten Baumwolle, neuestem Druckbild; solche kamen noch keine ins Land; schaut her, schöne Frau!“ — „Hab' keine Zeit“, lautete die Antwort der Davoneilenden, „bekomme jetzt seidene Tücher genug, wenn ich will, direkt von Lyon und noch weiter her!“

„Seidene Tücher, von Lyon? Hol' mich der Kuckuck, da trägt sie schon so einen lumpigen Franzosenfetzen auf ihrem ungekämmten Haar! Was für ein Wind ist denn durch diese entlegene Fuchshöhle gefahren?“ So brummte der Beinheini.

Franzosenholz (S. 60 ff.).

Jagd.

Mit dem alten Jäger-Andreas kam ich durch den Umstand in Berührung, dass einige meiner Verwandten hin und wieder vom freien Jagdrechte, das den Landsleuten von Saanen früherhin zustand und nach ihrer festen Überzeugung noch jetzt zusteht, Gebrauch machten, und im Herbst in den Tschär-

zisflühen, hin und wieder auch auf dem verlornen Berg und beim Sanetsch herum, wo Wallis, Waadt und Bern sich berühren, Gemsjagden anstellten. Die Schleichjagd freilich, wie sie der alte Andres betrieb, der oft mehrere Tage lang in diesen Einöden mutterseelenallein den armen Grattieren nachstellte und gerade im Betreten ihrer unzugänglichsten und gefährlichsten Standorte den höchsten Reiz fand, — diese Jagdart war für Dilettanten im edeln Waidpark zu gefährlich und zu mühevoll, und es würden die meisten von ihnen dabei auch üble Geschäfte gemacht haben. So wählten sie denn die andere Art, die sogenannte Treibjagd, bei welcher der grösste Teil der Mühseligkeiten auf die Treiber fällt. Zu diesen wählt man Knaben von ungefähr 10 bis 16 Jahren, die mit sogenannten Raffeln, Pistolen, oft auch mit Hunden, auf verschiedenen Punkten einen heidenmässigen Lärm anstellen und das Wild dahin zu verscheuchen suchen, wo die eigentlichen Jäger auf verschiedenen Posten dem mit Windeseile daherbrausenden Rudel von Gemstieren entgegenharren.

„Und doch dachte ich wieder, er wollte mir's ja nicht besser machen; warum sandte er dir die heimtückische Kugel als Antwort auf deinen zweimaligen, freundlichen Ruf? Sie haben uns schon manchen hübschen Burschen in den frühen Tod geliefert, diese Waadtländer- und Walliserjäger! Unter solchen Gedanken schleppte ich ihn an einen nahen Gletscherspalt und warf ihn hinunter, samt seinem mit Elfenbein reich eingelegten Stutzer. Sein Begräbnis war schauerlich, wie sein Tod; ein dumpfes, dröhnendes Rollen scholl herauf aus der Eiskluft, wie eine vorwurfsvolle Totenklage.“

Es liegt schon mancher schmucker Bursche da unten, von dem man im Tal sagt, er sei totgefallen, den aber die meuchlerische Kugel eines Waadtländers oder Wallisers traf.

Der alte Gemsjäger (Aus Ost und West I, S. 7 und 17).

Bergheu.

Wir steigen hinauf in ein sogenanntes Mahd, d. h. in eine jener steilen und hochgelegenen Bergwiesen, wo man den einmaligen Schnitt um die Mitte des August einsammelt, ihn in flaschenförmige Schober, sogenannte „Tristen“, zusammenlegt, mit Dornen und spitzigen Sprossen gegen das Wild schützt, um ihn im Winter bei hartgefrorenem Schnee und auf halsbrechenden Pfaden herunterzuholen.

Ein schmaler Pfad, ein sogenanntes Fluhbändchen, führt durch die fast lotrecht aufsteigende Felswand hinauf in diese steilen Bergwiesen, an denen die Heuerleute nur mit Hilfe von Fusseisen sich festzuhalten vermögen. Gewiss ist das Heuen da oben eine harte Arbeit, das Herunterschaffen des Gewonnenen bis unten an den Fuss der Felswand aber ein gewagtes Unterfangen.

Man glaube ja nicht, dass dieses Bergheu da oben als herrenloses Gut dem ersten besten gehöre, der den Mut und die Gewandtheit besitzt, es herunterzuholen. Auch hier ist das Eigentum scharf abgegrenzt. Die beiden Mähder haben damit begonnen, die Marchzeichen zwischen den beiden Grundstücken oder Mähdern aufzusuchen. Für diese beiden bildete oben der felsige, scharfgezähnelte Grat, unten die Fluhwand die natürliche Grenze. Die von Menschenhand gesetzten Marchsteine hingegen teilten den steilen Bergeshang in zwei so ziemlich gleiche Hälften. Es waren unbehauene Steine, so gut als immer möglich in die dünne Erdschichte eingegraben, mit den sogenannten Zeugen darunter, d. h. den zusammenpassenden Stücken eines kleineren, zerschlagenen Steins, welche diese schnurgerade fortlaufende Grenzlinie von Punkt zu Punkt angeben.

Man verteilt sich in die Rollen für das Einsammeln und Hinunterschaffen des Heues, denn die Schober müssen unten an der Fluh, am Waldessaum, angelegt, bis dorthin in kleinen Lasten hinuntergetragen werden. Zu diesem Zwecke hat man aus Stricken geflochtene Netze, sogenannte Seilgarne, zur Hand. Spielend wurden am Fusse der Fluh die Heuschober oder „Tristen“ von den drei jungen Leutchen aufgerichtet. Die Heuerin langte das Heu hinauf, die beiden Jungen ordneten es mit kundigen Händen und trampelten es unter munteren Scherzen um den Tristbaum herum fest.

Verlassen und vergessen (S. 17 und 33).

Dieses Herunterholen des Heus aus den Mähdern gehört zu den gefährlichsten Arbeiten der Bergbewohner. Die mit Dornen und zugespitzten Sprossen gegen das Wild geschützten Heuschober (Tristen) werden auseinandergelegt und in starke Netze, sogenannte Seiltücher, zu Bürden verladen. Vier, fünf bis sechs solcher Bürden bilden einen Zug, der durch einen einzelnen Mann gelenkt wird und einem Eisenbahnzuge durchaus ähnlich sieht. Oft befindet sich die erste Bürde auf einem

sogenannten Hörnerschlitten; auf jeden Fall werden unter alle Tannäste gelegt, um das Durchreiben der Seile zu verhindern. Ist alles fertig, so begibt sich der Führer zur vordersten Bürde, fasst mit beiden Händen deren Hauptseil, spreizt die Absätze zum Lenken aus, schickt vor dem Abstossen wohl noch einen Jauchzer ins Tal hinab — für manchen ist's der letzte — und dann Gott befohlen! Mit einer immer wachsenden Schnelligkeit, an welche weder der Wind noch Hans Dampf hinanreicht, schiesst der Bürdenzug über die steile Halde hinunter. Weh dem Zugmeister, der seine Bahn nicht genau kennt oder einen Augenblick den richtigen Weg verliert! Mancher zerschellte so an einem Baumstrunk, einem Felsenstück oder stürzte mit seiner ganzen Fracht in die grausigen Tiefen der Abgründe.

Franzosenholz (S. 81).

Essen.

Das Mädchen holte unterdessen schweigend seine Siebensachen aus dem Korbe hervor. Das einfache Frühstück bestand aus Käsmilch, die man aus der letzten Sennhütte mitgenommen und die den Tag über den Durst der Heuerleute löschen sollte; ferner aus Brot und gedörrtem Fleisch.

Johanna hat frische Käsmilch und ein Stück Käse aus der Sennhütte heraufgebracht; im übrigen bleibt die Speisekarte die nämliche wie gestern.

Verlassen und vergessen (S. 22 und 32).

Wein.

Der Wirt schloss die Kellertüre auf, stieg in das Dunkel hinab, erschien aber gleich wieder auf der Oberwelt mit einem altherwürdigen, über eine Mass haltenden Henkelglas voll schäumenden Rotweins. Das sei süsser Roussillon, sagte der Wirt, eigentlich wäre das ein Wein für die Weiber; aber die Franzosen hätten ihm befohlen, das göttliche Tröpfchen, welches sie extra hergeführt, für heute nicht zu schonen. Alles sei gut abgelaufen, drum möchten sich die Mannen einrichten zu einem herzhaften Standibus mit einem Wein, der ganz anders einheize, als der Walliser oder gar der graue von Aelen. Auch die weitere Tugend dieses Trunkes, dass er nichts koste, müsse berücksichtigt werden. Das liessen sich die sorgsam Hausväter gesagt sein; sie ordneten sich hübsch im Kreise herum, stellten ihre Knotenstöcke zurecht, um sie

als dritten Stützpunkt zu benutzen, wenn die Beine nicht mehr ausreichen sollten, und liessen sodann das prächtige Glas von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gehen.

Franzosenholz (S. 65 f.).

„So, kommt nun, Kinder, da drüben steht eine Mass vom besten Walliswein, den unser Landhaus aufzuweisen hat, die wollen wir nun im Frieden und in Ruhe geniessen“.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 31. I. 1869).

„Schmierwein.“

Der Alte zog mit den Kindern von dannen; die Zecher schauten ihm verwundert nach, und keiner von ihnen sagte ein Wort. Aber um so rascher liessen sie das geschliffene Kelchglas im Kreise herumgehen, um so eifriger füllte der Wirt wieder nach. Der Kreis erweiterte sich zusehends, immer mehr der „Heimzügigen“ kamen die Treppe herab und fingen sich in dem verhängnisvollen Ring. Das Henkelglas reichte längst nicht mehr aus; in kleineren Kreisen machten Schoppengläser die Runde, und endlich führte der Wirt auch seinen Schützenbecher ins Feuer. Es galt ein Fass von vier Sestern auszutrinken, und es bedurfte in der Tat des ganzen organisatorischen Talentes unseres Wirtes, um eine so schwierige Aufgabe zur glücklichen Endschaft zu führen. Er hatte alle Streitkräfte aus der Wirtsstube auf den Platz geführt; selbst die versessensten Hocker standen jetzt redlich in Reih und Glied und taten ihr Bestes. Einige der Kämpen sorgten, wie einstmals Arnold von Winkelried, redlich für Weib und Kind, die im zweiten und dritten Glied standen und die Dienstleistungen der Finisseurs in der Uhrmacherei versahen. Hin und wieder hatte eine recht vorsorgliche Hausmutter sich's überlegt, dass morgen auch noch ein Tag sei, wo aber der Dorfbrunnen lange nicht so dunkelrot fließen werde; drum zog sie im verstohlenen einen in der Eile herbeigeholten Milchtopf unter der Schürze hervor und goss gelegentlich den Inhalt eines Bechers oder „Meyels“ in das Ölkrüglein der Witwe hinüber. Offenbar wurde diese Vorsicht zugunsten der Nüchternheit der Männer geübt; doch erwies sie sich ganz und gar unzureichend. Der Pfarrer hatte uns eines Tages in der Schule auseinandergesetzt, dass unser Dörflein auf einer sogenannten Erdbebenbrücke stehe; nicht ohne Gruseln hatten wir uns bemüht, diese Behauptung möglichst anzuzweifeln; aber jetzt,

wo die Wägsten und Besten ins Schwanken gerieten, trieb der Glaube an das pfarrherrliche Dogma bei uns wiederum tiefere Wurzeln. Um unsere letzten Zweifel aus dem Felde zu schlagen, purzelte da und dort einer der Bauern, von seinem sonst so zuverlässigen „Knubelstecken“ schmählich im Stich gelassen, urplötzlich aus Reih und Glied heraus. Die Herren Franzosen, denen man heute einen prächtigen Alpenwald um billiges Geld zugeschlagen, sahen mit ihren Dämchen auf dieses Getriebe herunter wie Grosstuer, welche Scheidemünze unter die Gassenjungen auswerfen; meist blieben sie hinter dem Geländer der Laube verborgen, um sich dort auszuschütten vor Lachen.

Franzosenholz (S. 68 f.).

Tracht.

In früherer Zeit wurden von den Mädchen des Saanenlandes runde Filzhütchen, ganz à la Amazone, und späterhin mit Spitzen verzierte Rosshaarhüte mit niedrigen Schopf getragen, von denen noch auf den heutigen Tag in Saanen authentische Beweise auf den ergrauten Häuptern alter Frauen zu sehen sind. Diese Hüte wurden am Hochzeitstage mit einer um den Schopf herumgehenden Krone aus künstlichen Blumen und kleinen Spiegelchen verziert. Diesen Brautschmuck hiess man „das Börtli“ und noch heute heisst „das Börtli tragen“ im Saanenlande so viel als Braut sein.

Clawi Baumer (Der Bund 1857, Nr. 282).

Doch kommt und schaut sie selbst an, wie sie leibt und lebt, diese Sechzehnjährige! Es ist dazu die rechte Zeit und Gelegenheit; denn noch hat sie den breiten, herunterhängenden Strohhut, welcher den schwülen Tag über ihr Goldhaar bedecken, die feinen Züge ihres Gesichtes verhüllen wird, nicht aufgelegt. Wozu auch? Noch ist die Sonne nicht herabgestiegen bis zu dieser Halde; sie wirft ihre goldenen Strahlenkegel erst über den ewigen Firn herein und berührt leise, wie durch vorangeeilte Ausspäher fühlend, die hohen Gräte der Felsen. Ihr müsst nämlich wissen, dass diese Gebirgsbewohner es der Sonne trefflich abgelernt haben, bei Nacht aus den Tiefen aufzusteigen, um früh morgens auf den Höhen sich ein Stelldichein zu geben, wobei die Leute sich noch vor der Sonne einzufinden haben, soll das eintätige Bergheu den vereinten Kräften beider gelingen und wohl geraten.

Drum seht ihr das Mädchen vor euch mit seinen von der Anstrengung des Heraufsteigens wie von der Morgenfrische geröteten Wangen; mächtige, diademartig um Scheitel und Schläfen geschlungene Haarflechten scheinen ihr Gold widerzuspiegeln auf der blendendweissen Stirn, kaum bemerkbare Schatten zu werfen auf ein feingeschnittenes, fast griechisches Profil. Eine wunderbare Lieblichkeit schwebt über dem ganzen Boden hin. Wie schön ist sie, diese Heuerin, in ihrer einfachen Kleidung, mit ihrem lose über Schultern und Brust geschlungenen Brusttuch, ihren schöngeformten, aus den weissen Hemdärmeln hervorquellenden Armen!

Verlassen und vergessen (S. 20).

Barttracht.

Besonders war ein älteres Bäuerlein da mit markigen Zügen, spitziger Nase, schmalen, blutlosen Lippen und mit sensenartig gegen die Mundwinkel hin verlaufendem Backenbart, das seinen schon mit Widerstreben heruntergenommenen Rundhut wieder aufsetzte, sobald nur der Kastellan und der Venner an ihm vorbei geritten waren.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 31. I. 1869).

Hausrat.

Wir gelangen in eines jener niedrigen, aber überaus wohnlichen Stübchen, wie man sie nur in den braunen Holzhäusern der Gebirgsgegenden findet. Längst hat das durch die runden Fensterscheiben hereinbrechende Mondlicht seinen Rundgang den Wänden nach angetreten. Nur wenige Gegenstände stellen sich ihm auf solcher Wanderung in den Weg und werfen ihre scharfgezeichneten Schlagschatten auf den sauberen Fussboden hin. Das Prachtstück der Ausstattung besteht aus einem grossen, zweitürigen, bemalten Schranke, dessen Hut die Decke des Stübchens berührt und in weissen Buchstaben auf dunklem Grunde die Aufschrift trägt: „Abraham Fürchtegott Haldi und Anna Maria Schwitzgebel. 1688. Gott allein die Ehr.“ Auf den vier Einsatzbrettern der Türen finden wir die vier Jahreszeiten, freilich in etwas groben Pinselstrichen und in grellen Farben, aber nicht ohne Erfindungsgabe, nicht ohne naturwüchsiges Künstlertalent hingemalt. Wir sehen da die Alpfahrt, die Heuernte, eine Gemsjagd und endlich den Holzschlag im beschneiten Föhrenwald — lauter Bilder aus den Freuden und Mühen des täglichen

Lebens hervorgesucht. Und wenn ihnen auch jede künstlerische Einheit und Rundung abgeht, so sind sie dennoch von unschätzbarem Werte für jenen armen Knecht, der im Hintergrunde des Zimmers unter seiner weiss und rot gewürfelten Bettdecke schläft. Dieser Schrank ist nämlich das einzige Erbstück jenes Schlummernden; seine Eltern hatten es auf ihre Hochzeit anfertigen lassen, nur die Malerarbeit daran rührte von des Vaters Hand her, die nun schon lange im Grabe modert. Jene Bilder aber sind teure Jugenderinnerungen unseres Träumers und er hätte sie um kein Geld hergegeben.

Ausser diesem Prachtstücke und dem ärmlichen aber reinlichen Bette im Hintergrund bemerken wir noch einen massiven Tisch aus Ahornholz mit rund gedrechselten Füßen und zwei Stabellen aus dem nämlichen Holz mit einem herzförmigen Ausschnitte in der Rücklehne. Das sind die Herrlichkeiten dieses Gemaches alle.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 24. I. 1869).

Geschenke.

Vor dem „Grossen Landhaus“, einem mächtigen Gebäude, das als Wirtshaus und Versammlungslokal der Landsgemeinde, wie der Behörden von jeher diente, war das Gedränge am bedeutendsten und alt und jung wogte dort bunt durcheinander. Oben in der grossen Stube hatte nämlich der Tanz begonnen, auf dem Platz vor dem Hause hingegen und weiter die Strasse hinauf befanden sich die Krämerbuden, bei welchen Neujahrsgeschenke eingekauft wurden. Trotz alles Sträubens kaufte hier Isaak seiner Geliebten das schönste schwarzseidene, mit brodierten Blumen aus kleinen Glasperlen verzierte Brusttuch, das aufzutreiben war. Gretchen mochte noch so oft dieses Tuch bei Seite schieben, wohlfeilere hervorziehen und darüber legen — Isaak wusste das schönste immer wieder herauszufinden, er wollte seiner Liebsten nun einmal etwas Rechtes kaufen. Und das gleiche Spiel begann, als Gretchen sich nun daran machte, ihrem Isaak einen silbernen Haft und ein Halstuch zu erhandeln. Jetzt wolle es seinen Anteil an der Meisterschaft auch haben, meinte das hübsche Kind mit komischem Ernst, denn in diese müsse man sich teilen, wie in alles andere auch, wenn's gut gehen solle. Die Pfarrer sagen freilich, das Weib solle

dem Manne untertan sein, allein das sei mit Verstand aufzunehmen und auszulegen. Hin und wieder eine Ausnahme könne um der Abwechslung willen auch nicht schaden. So dauerte dieser Streit lange, bis endlich die seidene Tücher der silberne Haft und zwei silberne Ringlein glücklich eingekauft waren.

Eben schlug es zwölf, man brachte sich gegenseitig die üblichen Glückwünsche dar, man liess Gläser für die Neuangekommenen und frischen Wein herbringen und Kathrina kramte die Geschenke aus, welche sie und Hans für ihren Knecht eingekauft hatten. Sie bestanden in braunem Landtuch zu einem Anzug und aus einem Messer, dessen Klinge sich mittelst einer einspringenden Feder dolchartig stellen liess. „Ich habe immer gegen ein Messer geredet“, entschuldigte sich Kathrina, „man sagt, wenn man Messer schenke, so zerschneiden diese die Freundschaft. Das möchte ich nicht, nach so vielen Jahren glücklichen Zusammenlebens“.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 31. I. 1869).

Der „Himmelsbrief“.

Es ist nämlich der noch heutzutage hochgefeierte „Luft-hangende Brief“ von Wenkenberg, der sich 1640 in der Nähe dieser guten Stadt in der Luft gezeigt haben soll. Auf den Wunsch seiner Mutter hatte der Knabe die Abschrift dieses Briefes zu seiner letzten Schul- und Examenarbeit auserkoren; die nun Verewigte hatte aus ihren letzten, mühevoll und sorgsam zusammengelegten Sparkreuzern Glas und Rahmen dazu bezahlt und das Ganze ihrem Sohn überreicht als ein Symbol des mütterlichen Segens, als ein Pfand der Mutterliebe, der heiligsten Liebe auf Erden.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 24. I. 1869).

Totenfeier.

Dicht unter jenem Himmelsbrief hängt ein kleines Kränzchen aus sogenannten Totenblumen, der in den Bergen vorkommenden weisslichgrauen, fast ins rötliche spielenden Rainblumenart geflochten. Als die Mutter des armen Isaak nach langem Leiden von ihrem kaum fünfzehnjährigen Sohne scheiden musste, da hatte der Knabe erst Tag und Nacht durchgeweint am Totenbette seiner Mutter. Dann trieb es ihn hinaus ins Gebirg und in die Wälder und er sammelte jene Rainblumen, erst ohne recht zu wissen, was er tat; her-

nach flocht er zwei Kränzchen daraus, kehrte zurück und legte das eine in die gefalteten Hände der Entschlafenen, mit dem andern aber schmückte er ihren Sarg. Und obwohl dieser ohne ein schwarzes Sargtuch hinübergetragen wurde auf den Friedhof, obwohl sich ausser den Trägern nur drei Personen im Leichengeleite befanden, nämlich der Schulmeister, ferner eine Jugendfreundin der Verstorbenen und endlich Isaak selber, so tröstete sich dieser doch über die Ärmlichkeit des Begräbnisses, denn auf dem Sarge der Mutter lag ja etwas, das man nicht alle Tage sieht, das oft bei den prunkvollsten Leichenfeierlichkeiten fehlt: nämlich ein Beweisstück aufrichtiger und inniger Kindesliebe.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 24. I. 1869).

Kinderspiele.

Eine ganze Schar von Kindern waren wir ausgezogen, hatten uns auf die Wiesen und ins Gebüsch zerstreut; die Mädchen suchten sich Märzenglocken, Schlüssel- und Sternblumen für ihre Kränze zusammen, wir Buben schnitten und drehten uns Weidenpfeifen zurecht. Ungefähr zur nämlichen Zeit waren die Herren vom Orchester und die Balljungfern mit ihren Vorbereitungen fertig geworden, und der Ringelreihen durfte beginnen.

So war man eine gute Weile herumgesprungen, hatte die beliebtesten Spiele der Reihe nach aufgeführt, die Frage, wer den schönen Kranz gewunden und die helltönendste Rindenpfeife geschnitten, vielseitig erörtert, sich darüber auch ein bisschen gezankt und gerauft, vor allem aber sich gefreut über die Wiederkehr der Sonne und der Wärme, über die Gaben des Mädchens aus der Fremde, die ja immer am reichlichsten der Jugend ausgeteilt werden. Ich sage mit Fug und Recht über die Wiederkehr der Sonne, denn in den kurzen Tagen geht diese ganz verloren da oben. Das tief zwischen himmelhohe Felsenwände hineingebettete Dörfchen bekommt lange Wochen hindurch das Tagesgestirn gar nie zu sehen, mag auch der Himmel noch so hell sich wölben über dem verschneiten Tal.

Im Grossen Rate der Kleinen wurde eben das Für und Wider zwischen „Ringschlagen“ und „schwarzem Mann“ eifrig besprochen. Jeder ordentliche Knabe, der etwas auf eine Spielkugel aus Achat und auf schönfarbige Märmel hielt,

legte sich eine Privatsammlung von altem Eisen, Kupfer und Blei zusammen, und ebenso sorgfältig wachten die Mädchen über die leinenen Lappen, um sich damit am grossen Tage von Beinheinis Ankunft einen Puppenkopf zu erhandeln.

Franzosenholz (S. 59 ff.).

Fremdwörter.

Der gute Mann sorgte für eine letzte Füllung sämtlicher Becher und Gläser und suchte, da es einen Toast für Fremde galt, mit dem letzten Tropfen Roussillons auch seinen ganzen Vorrat an Fremdwörtern, namentlich all sein Französisch zusammen. Dann wandte er sein hochrotes Gesicht hinauf gegen die Laube, warf den dort befindlichen Herren und Damen einen bedeutsamen Blick zu, erhob das grosse geschliffene Henkelglas und rief mit Donnerstimme: „Stillentius!“ — „Bei Gott, unser Wirt spricht Latein“, meinten die Bauern und stiessen sich an, „er sagt, wir möchten stille sein.“ Und nun begann der Redner auseinanderzusetzen, wie grosse Mühe es gekostet, bis der heutige Beschluss zustande gekommen. Aber die Herren auf der „Tarresse“ da droben und ihre Freunde hätten die Sache des Fortschritts mit „Engerie“ an die Hand genommen, nun sei das Werk getan und keine Ursache vorhanden, dazu ein „mechalonlisches“ Gesicht zu schneiden. Ohne die Holzausfuhr wäre der gute Wein auch nicht ins Land gekommen. Drum sei er, der Wirt, für seinen Teil entschlossen, den Franzosen den letzten Span zu verkaufen, der auf seinem Grund und Boden wachse. Den Schluss der Rede suchte der Wirt unter schrecklichem Radebrechen französisch zu halten.

Franzosenholz (S. 69).

Mitmenschen.

Die beiden Güter der Nachbarn waren nur durch einen Feldweg getrennt und an diesem stand der gemeinsame Brunnen.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 24. I. 1869).

In einem abgelegenen Gebirgstal, wo die Leute ohnehin dünner gesät sind, macht sich das Schmollen nicht so leicht, wie in der dichtbevölkerten Stadt. Begegnet man sich auf einsamen Wegen, so gilt's nicht allein für unschicklich, sondern für ungeschickt und unbeholfen, sich aufs blosses Grüssen zu beschränken; ein paar Fragen und Antworten werden gewechselt, sei's im Guten, sei's im Bösen. Besteht zwischen zwei Familien eine Spannung und man möchte sich persönlich

vielleicht wohl leiden, so nehmen diese Fragen und Antworten einen gleichgültigen, alltäglichen Charakter an. Man geht aneinander vorbei, geht weiter; aber ein jedes bereut es im Weitergehen, dass es dem andern nicht mehr sagte, nicht mehr sagen durfte.

Der Grundhans und sein jüngster Sohn waren bei ihrer Rückkehr nach Hause nicht wenig verwundert, die Söhne ihres langjährigen Feindes in ihren Betten zu finden; doch kam kein Ton des Vorwurfs über ihre Lippen, denn die Heiligkeit des Gastrechts und die Hilfeleistung in Notfällen stehen, Gott sei dank, heute noch in gutem Ansehen in unseren Bergen.

Franzosenholz (S. 79 und 85).

Vom Wallis.

Nun ereignete es sich, dass das Wohl des Vaterlandes unsern Kastellan wieder einmal ins Wallis hinüber rief. Es handelte sich um Grenzbereinigungen, die, sofern wir sachgetreu unterrichtet sind, noch bis auf unsere Tage herunter glücklich streitig blieben. Die jeweiligen Vertreter der Landschaft Saanen liebten es, diese Wunde gleich einer Fontanelle stetsfort in gehöriger Öffnung zu erhalten, sie aber von Zeit zu Zeit an der Quelle des feurigen Malvasiers und des milden Gletscherweins sorgfältig auszuwaschen.

Im ersten Dörflein auf Walliserseite, in Chandolin, machte die Ankunft des Kastellans nicht geringes Aufsehen und der Syndik bewillkommte ihn mit grosser Ehrfurcht und zuvorkommendem Wesen. Im Walliserlande ist ohnehin die Gastfreundschaft zu Hause und wenn auch die Küche weit hinter dem Wünschenswerten zurückbleibt, so entschädigt der Keller mit seinen Schätzen den Gast reichlich dafür. Billigerweise ist daher der Keller der Empfangssalon der Walliser, wenigstens auf den Dörfern.

Wie der Kastellan ins Wallis reist
(Der Bund 1867, Nr. 150).

Deutsch und Welsch.

Bei solchen Anlässen war eine butige Schlägerei damals Brauch und Sitte, und auch heute liess der Streit zwischen Deutschen und Welschen nicht lang auf sich warten; wir schlugen die Ormonter endlich aus dem Feld.

Das wäre nun Alles in der Ordnung gewesen. Die auf beiden Seiten am übelsten Zugerichteten hüteten etwa acht Tage das Bett, geklagt wurde auf keiner Seite, man lief da-

mals nicht aufs Oberamt für jede Beule, wie heutzutage. Vergessen war aber die Sache doch nicht. Das merkte ich bald auf meinen Besuchen bei der schönen Ormonterin, bei denen ich aber meinen Gegnern bald auf Schleichwegen, bald durch die Gewalt meiner Fäuste zu entgehen wusste.

Der alte Gemsjäger (Aus Ost und West I, S 15).

Söldnerdienste.

„Auf diese Gerechtigkeit verlasse Dich nicht zu sehr“, begann der Alte wieder, „ja, wäre ein armer Teufel von einem reichen Bauernsohn umgebracht worden, dann würde die billige Berücksichtigung der Umstände nicht ausbleiben. Aber selbst wenn er der Sohn des Kastellans wäre, würde er nicht im Lande bleiben dürfen, sondern müsste irgendwo in Frankreich oder Spanien den bunten Rock anziehen. Drum rate ich Dir, dass Du vor unverdächtigen Zeugen Dein Geständnis machest, ihnen das fatale Messer übergebest und dann fortgehst, ehe der Scharfrichter Dein Hemd rot färbt. Anfänglich tut solches Scheiden weh; allein Du bist nicht der Einzige, dem Ähnliches begegnet. Wenn so ein Regiment ausrückt, kannst Du sicher sein, dass fast jeder Grenadier eine kleine, böse Geschichte hinter dem roten Brustpletz trägt und dass diese ihn mehr drückt, als hinten der Habersack. Das geht jedoch alles vorbei; das Mädels daheim findet unterdessen einen braven Mann und dem Burschen in der Fremde gefällt's immer besser in seinem zweifarbigen Rocke, bis ihm irgendwo eine bleierne Kündigung durch das gute Tuch fährt.

Schlaf und Wachen (Sonntagsblatt des Bund, 14. II 1869).

Druckfehler.

Im letzten Heft sind folgende Druckfehler zu korrigieren:

- S. 181, Z. 8 von unten lies S. 184 statt S. 134;
- S. 183, Z. 3 von unten lies S. 181 statt S. 131;
- S. 184, Z. 11 von oben lies S. 183 statt S. 133;
- S. 184, Z. 4 von unten lies S. 181 statt S. 131;
- S. 187, Z. 7 von oben lies S. 184 statt S. 134.

Ausgegeben Dezember 1945

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet.

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung A. G., Fischmarkt 1, Basel